

(Nachdruck verboten.)

Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

81

Es kam wie Schlieben gehofft hatte; das heißt, zu malen fing sie nicht an, aber sie unternahm mit ihm Touren in die Ardennen und die Eifel, zu Fuß und zu Wagen, und hatte Freude daran. Das Bann hatte es ihr angetan. Sie stand in ihrem lichten Kleide wie ein kleiner heller Punkt in dem ungeheuren Ernst der Landschaft, schirmte die Augen mit der Hand gegen die hier so unbehinderte, durch keinen Baum, keinen Berg gehemmte Sonnenaussicht und sog in tiefen Atemzügen die herbe, gläserne, noch von keinem Rauch menschlicher Wohnungen, kaum von Menschenodem versehrte Luft ein. Um sie blühte das Bann wie ein gleichfarbener Teppich, tief, ruhig, dem Auge ein wohltuendes Labial; nur selten reckte sich dazwischen blauer Enzian und die leicht schaukelnde weiße Flocke des Wollgrases.

„O wie schön!“ Das sagte sie mit tiefster Empfindung. Die Melancholie der Landschaft schmeichelte ihrer Stimmung. Da war kein bunter Ton, der sie störte, kein Durcheinander von Farben. Selbst die Sonne, die hier schöner untergeht als anderswo — so tief errötend, daß der ganze Himmel mit errötet, daß der schlängelnde Bannbach, von Moospolstern eingefaßt, jede Lache, jede wassergefüllte Torfgrube rotgolden widerstrahlt und das traurige Bann einen Mantel trägt voll leuchtender Herrlichkeit — selbst diese Sonne brachte keinen grell-beiteren Schein. Groß, würdevoll, eine ernste Siegerin nach erstem Kampfe, zeigte sie ihr gewaltiges Niesenrund.

Mit großen tränenden Augen sah Käte in diese wunderbare Sonne, bis das letzte Strahlchen, das letzte rosige Nieschen im Wolkengrau versiegt war: so ging die sterben — der Himmel war tot —, aber am Morgen stand sie doch wieder da, eine ewig-unvergängliche, nie besiegte Hoffnung! Sollte, durfte da das Menschenherz nicht auch wieder schlagen, neu belebt, immer in Hoffnung?!

Rebel huschten übers Moor, verschleierte, unbeschreibliche, ungewisse Erscheinungen; ein Raunen ging von dem Trud, ein Lispeln durch Kraut und Wollgras — es war Käte, als habe das Bann ihr etwas zu sagen. Was sagte es?! Ah, das war nicht umsonst, daß sie hier gehalten wurde, sich festgehalten fühlte wie mit starker und doch gütiger Hand!

Sie ging, gleichsam suchend, mit rascherem, elastischerem Schritt.

Schlieben war glücklich über das Gefallen, das seine Frau an der Gegend fand. Er konnte dieser Landschaft freilich keinen besonderen Geschmack abgewinnen — war es nicht reichlich öde, monoton und unfruchtbar hier? Aber gewiß, Stimmung, sehr viel Stimmung hatte die eigentümliche Szenerie — nun, und wenn sie sich darin behagte, war die ihm doch lieber als ein Paradies!

Sie fuhren oft hinaus bis zur Baraque Michel, jenem einsamen Wirtshaus auf der Grenze von Belgien und Preußen, in dem die Grenzjäger ihren Wachholderschnaps trinken, wenn sie auf etwaige Schmuggler fahnden, und wo die Torfarbeiter ihre nebelseuchten Kettel und durchnähten Stiefel am stets brennenden Herdfeuer trocknen.

So viele Kreuze im Bann, so viele Verunglückte. Mit heimlichem Grausen hörte Käte die Erzählungen der Leute — das Bann, konnte das so furchtbar sein?! — und sie fragte sie immer wieder von neuem aus. War's möglich, jener Mann aus Khorraiz, der nach Torfstreu gefahren, war hier versunken, mit Karren und Pferd, so dicht am Weg, und man hatte nie, nie wieder etwas von ihm zu Gesicht bekommen?! Und dort das Kreuz, so verwitert und schwarz, wie kam das Mitten ins Moor?! Warum hatte sich nur der Sandwerksbursche, der auf der Poststraße von Malmedy nach Cupen wandern wollte, so weit ab verlaufen? War es denn Nacht gewesen oder ein Schneetreiben, daß er nicht hatte sehen können, oder Kälte, grimmige Kälte, bei der ein Mädel erfriert? Nichts von alledem; nur Rebel, plötzlicher Rebel, der so verwirrt, daß man nicht mehr geradeaus weiß, noch rückwärts, weder links noch rechts, jegliche Richtung verliert, von der Straße abkommt und im Kreise umher-

rennt wie ein sinnlos verängstigtes armes Tier. Und alle die Rebel, die im Bann steigen, wenn's Tageslicht auslischt, sind das die Seelen der Unbestatteten, die, in zerfallenen Gewändern allnächtlich ruhelos ihren durch keinen Segensspruch, durch kein Weihwasser geweichten Gräften entzogen?! Das war ein Märchen. Aber war's nicht überhaupt hier wie im Märchen? So ganz anders als irgendwo sonst in der Welt, eigentlich häßlich und doch nicht häßlich, eigentlich nicht schön und doch so über alle Maßen schön?! Und sie selbst, war sie hier nicht eine ganz andere, ging sie nicht erwartungsvoll, selig-verträumt, wie eine, die etwas Wunderbares erleben soll?! —

Es war in der sechsten Woche ihres Aufenthalts in Spa. Die Nächte waren schon winterkalt, die Tage aber noch sonnig. Es war immerhin eine weite Fahrt hinauf zur Baraque, auch für die kräftigen Ardennengäule, aber Mann und Frau waren heute doch wieder oben. Sieß es nun bald scheiden?! Ach ja — mit Behmut mußte sich's Käte eingestehen — es war sehr herblich, das Heidekraut verblüht, die Lüfte rauh; das in der Nacht schon gefroren gewesene Gras raschelte unter ihren Füßen. Man konnte winterliche Kleidung gebrauchen.

„Su, wie kalt,“ sagte fröstelnd Schlieben und schlug sich den Kragen des Ueberziehers in die Höhe. Er wollte seiner Frau ein Tuch um den Hals schlingen, aber sie wehrte sich dagegen: „Nein, nein!“ Eiligen Schrittes lief sie vor ihm her durchs raschelnde Kraut. „Sieh nur!“

Es war ein weiter Ausblick, der sich ihnen bot, hier auf der höchsten Erhebung des Banns, die ein wackeliges Holztürmchen zierte. Die ganze große heidebewachsene Hochfläche lag vor ihnen, darauf ab und zu ein dunkelragendes Tannentrippchen, das nur auf der dem Sturm abgekehrten Seite breitende Nester zeigte. Aengstlich geduckte Schonungen, kaum höher als das Kraut und nur durch die andere Farbe erkenntlich. Und hier und hier, und da und dort ein grauer Findlingsblock und ein zur Seite gewehtes Kreuz. Und eine Stille darüber im herblich bleichen Mittagslicht, als sei hier Gottesacker.

Als sie auf das Türmchen geklettert waren, sahen sie noch mehr. Sie sahen von der Hochfläche zu Tal: rundum eine blaue Weite, blau vom Dunkel der Wälder und vom Duft des Herbstes, und im schönen Blau langgestreckte Dörfer, die weißen Häuser halb verborgen hinter hohen Schuttheden. Und hier, nach Belgien hinab, mit seinem grauen Dunst wie eine Wolke in der klaren, kristallhellen Herbstluft lagernd, das große Verdiers, überragt von Kirchtürmen und Fabrik-schornsteinen.

Käte seufzte auf und schauderte unwillkürlich zusammen: ach, so nahe schon die Alltäglichkeit? Mühte ihrer wunderbaren Märchenwelt das graue Leben schon näher und näher?! Schlieben hüftelte; er fand es reichlich kühl hier oben. Sie stiegen vom Türmchen herunter, aber als er sie zur Baraque zurückführen wollte, widerstrebte sie: „Nein, noch nicht, noch nicht! Es läutet ja erst Mittag!“

Von der Kapelle Fischbach her, jenem schieferbelleideten, uralten Kirchlein, in dessen Turm man früher die große rote Laterne hängte, um dem im wilden Meer der Rebel schwimmenden Wanderer den rettenden Port zu weisen, und unläufig die Glocke rührte, um — versagte das Auge — durchs Ohr den Irrenden zu retten, läutete es. Sell und durchdringend rief das Glöckchen in die Einsamkeit — der einzige Laut der großen Stille.

„Wie rührend ist dieser Klang!“ Käte stand mit gefalteten Händen und sah schimmernden Auges in die große Weite hinaus. Welch ein Zauber wohnte in diesem Bann?! Er umspann die Seele, wie das zähe Gestrüpp der Heide und die kriechenden Ranken des Schlangemooses den Fuß umstrickten. Wenn sie daran dachte, daß sie nun bald von hier scheiden mußte, fortgehen aus dieser ungeheuren Stille, die ein Geheimnis zu bergen schien, ein Wunderbares begte im tiefen Schoß krampfte ihr Herz sich zusammen in plötzlicher Angst: wie würde es nun mit ihr werden, was mit ihr geschehen?! Ihre suchende Seele stand wie ein Kind verlangend auf der Schwelle des Märchenlandes — sollte ihr denn keine Gabe werden?!

„Was war das?“ Mit einem halblauten Ruf des Er-

schredens griff sie plötzlich nach dem Arm ihres Mannes: „Hast Du's nicht auch gehört?“

Sie war ganz blaß geworden; mit groß aufgerissenen Augen stand sie da, sich unwillkürlich auf den Fehen hebend und den Hals redend.

„Nun wieder! Hörst Du's?“ Etwas wie das leise Wimmern eines Kindes war an ihr Ohr gedrungen.

Nein, er hatte nichts gehört: „Es werden wohl Menschen in der Nähe sein. Räte, wie Du einen aber erschrecken kannst!“ Ein wenig ärgerlich schüttelte er den Kopf. „Du weißt doch, jetzt sind alle Weiber und Kinder aus den Bendorfern draußen, um Preiselbeeren zu sammeln. Sonst haben sie ja nichts zu ernten. Sieh mal, jetzt sind die Beeren hochreif!“ Er bückte sich und pflückte ein Ständchen.

Wunderschön stand das Träubchen der tief korallenfarbenen Beeren gegen das glänzende Dunkelgrün der ovalen Blättchen. Aber auch Blüten waren noch am Ständchen, kleine weiße, reine Blüten.

„Wie Myrte, genau wie Myrtenblüte,“ sagte sie und nahm ihm das Ständchen aus der Hand. „Und die Blättchen sind auch gerade wie Myrtengrün!“ Den Stengel zwischen den Fingern drehend, sah sie sinnend darauf nieder: „Die Myrte des Bennis!“ Und die kleine Blume entzückt an ihren Mund hebend, küßte sie sie.

„Weißt Du noch — damals — an unserem Hochzeitsabend, weißt Du noch? Du hast die Myrte aus meinem Kranz geküßt, und ich habe sie auch geküßt, und dann küßten wir uns. Damals — damals — o wie glücklich waren wir damals!“ Sie sagte es sehr weich, wie verloren in einer süßen Erinnerung.

Er lächelte, und wie sie sich näher zu ihm neigte, unverwandt den verträumten Blick auf das grüne Ständchen geheftet, zog er sie an sich und legte den Arm um sie. „Und find wir heute nicht — nicht“ — er wollte sagen „nicht ebenso glücklich,“ aber er sagte nur: „nicht auch glücklich?“

Sie antwortete nicht, sie verharrte stumm. Aber dann, mit einer jähen Bewegung das glänzende Grün von sich schleudernd, wendete sie sich ab und lief fort von ihm, blindlings, weglos ins Bennis hinein.

„Räte, was ist Dir denn?“ Erschrocken hastete er hinter ihr her; sie lief so rasch, daß er sie nicht gleich einholen konnte. „Räte, Du wirst noch hinstürzen! Aber so warte doch! Räte, was hast Du?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

3)

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

„Alsdann . . . wie hier alles protestantisch worden ist, hat den Klosterhof ein Fremder kauft. War ein Hoher bei den Soldaten gewesen. Wird wohl ein bißl g'raubert haben, wo hatt' er sonst das Geld herg'habt? Von der Wirtschaft hat er nichts verstanden und hat nur ein Bein gehabt . . . Ja, er hat bald verkauft. Und noch einer kam und ging, und noch einer, und zuletzt blieb der Hof in den Händen der Kubner. Die hatten immer viel Buben. Der älteste wurde der Bauer, die anderen erhielten ihr Teil, und gingen. Ist ja heut' noch so im ganzen Egerland.“

Flaucher versuchte einen Zug. Als kein Rauch mehr kam, klopfte er die Asche auf die Diele, holte hinten unter dem Rod die Schweinsblase mit dem Tabak hervor, gebrauchte eifrig den Pfeifenröhrer und begann dann den Mastkopf, den er einigemal mit dem Daumenballen der Linken gerieben, zu stopfen.

„Zulezt,“ — er riß ein Schwefelholz an der Hose an, paffte, drückte die Glut zusammen, der Dedel klappte — „zulezt waren nur ein Bub und ein Mädel da. Das Mädel nahm ein Stängel. Der Schwiegervater teilte die Felder und baute einen neuen Hof hin . . .“

„Eine schöne Partiel!“ sagte der junge Mann, der links vom Flaucher saß, und fingerte an seinem blonden Schnurrbart.

„Gelt? . . . Das wär was für so einen „Feinreichen“ Komotauer gewesen? Na . . . sei nur ruhig! Der Bettler Zimmermann da hat schon auch noch Geld . . .“

Der Alte war rot geworden. Hastig fragte er:

„Wann war denn das?“

„Ist schon kaum mehr wahr, sagt der Lehrer. Na, und jetzt? . . .“ Flaucher drehte die Pfeife um und wies mit der Spitze nach der Tür, die nach der Nebenstube führte.

„. . . und jetzt frißt der alte Hof wieder den neuen!“

Der alte Zimmermann schüttelte den Kopf.

„Sein Vater hat die Preuzentaler in Sädeln zu stehen gehabt . . . Ich glaub's net!“

„Ich a net!“

Der Viertel wurde lebendig.

„Wenn er auch leicht ist, der Stängel . . . Aber so ein großer, schöner Hof! . . . Männer! . . . Seine Freundschaft wird ihn auch

net stecken lassen . . . Schulden hat er ja . . . Wie man allgemein hört . . .“

„Mehr wie Ziegel auf dem Dach!“

„Und ich glaub's doch net!“

Flaucher legte die Pfeife vor sich auf den Tisch und schnellte die Rechte vor.

„Betten?“

Sofort zuckte der Viertel zurück.

„So trau Dich doch, Rotfink, elendiger! . . . Ich zahl' Dir auf der Stell' eine Knackwurst und meinen besten Ochsen seh ich gegen Deine einhörige Kuh . . . Alsdann?“

„Mit Dir will ich nichts zu tun haben.“

„Auf einmal? . . . Ich an Deiner Stell' hatt' das Vieh, die alte Gans, schon lang dem Fleischer geben . . . Ist sie net blind auch schon?“

Zimmermann hatte eine alte, viereckige Dose herborgeholt, die wie eine Diensthöhlenlade aussah, war einige Male mit dem Zeigefinger innen an den Wänden hin- und hergesehen und hatte glücklich etwas Tabak auf den hinteren Handrücken gekragt; langsam zog er jetzt das schier ganz trockene Pulver in die fleischige Nase. Plötzlich schnellte er die Hand fort, fuhr sich mit dem blauen Taschentuch einige Male über Nase, Mund und Bart und dann sagte er:

„Aber Männer! . . . Wer wird denn streiten! . . . Ich wett' net und glaub's net. Mit dem Stängel ist's noch lang net so weit . . . Sein Lenz hat noch das Mütterliche und heiraten kann er jeden Tag, er ist von seinem Vater schon in der Wiegen loskauf worden; und beim reichsten Bauer kann er anfragen. Er ist ein schöner Bursh.“

Flaucher freischte ordentlich.

„Der Lenz? . . . Den Lenz meinst Du? . . . Aber das ist ja der dümmste Kerl weit und breit! . . . War auf der Ackerbauschul' und macht seinem Vater einen Knecht! . . . Der ist ja dumm zum Häufereintrennen!“

„Bart' a weng, Flaucher, wart' a weng! . . . Mit'm Ziegelfahren wird Geld verdient!“

„Und der Sattler und Wagner kommt net aus'm Haus, und ein Pferd uns andere holt der Schinder . . . Warum hast denn Du kein solches G'schäft ang'fangen, wenn's gar so viel trägt?“

„Ich hab's nöt nötig! . . . Gott sei Dank!“

Der Alte legte beide Fäuste auf den Tisch und blickte nach oben. Jetzt wurde der Flaucher wild.

„Nötig? . . . Als wenn wir net alle Geld brauchen könnten, net wahr, Viertel? . . . Verdreh' nur die Augen, wir kennen Dich schon! Dreimal gefiebt bist Du, Zimmermann, und ausg'picht wie ein Backföbel!“

„Na . . . aber . . . na!“

„Und der Lenz ist imstand und heiratet ein Tagelöhnermädell!“

„Hast was g'hört?“

„Müßt ich lügen.“

„Na alsdann! . . . Wenn er zu mir kommt . . . unsere Rosel . . .“

Den jungen Blondbart hatte es aufgerissen.

„Bettler Zimmermann!“

Dem Alten schoß das Blut in den Kopf.

„Hab' ich Dir was versprochen? . . . Und ausg'macht ist noch lang nichts! . . . Brüderl, so schnell schießen die Preußen net.“

Flaucher sah, wie die Tür zur Nebenstube sich bewegte. Sofort krächte er: „Bürgermeister, wenn ich wär', der Sölch wär' schon lang verflagt!“

„Warum denn?“ fragte dieser, der mit Stängel im selben Augenblick in die Schankstube trat. Er wandte sich gleichmütig nach seinem Seidelglas, in dem noch eine schaumlose Bierneige stand, während Stängel, dessen wohlgenährtes, glattes Gesicht wie immer vor Zufriedenheit glänzte, sich oben bei den Fenstern zwischen Wand und Tisch einzwängte.

Flauchers Augen funkelten.

„Warum? . . . Weil Deine Ziegelhütten das ganze obere Dorf verstäubern . . . Darum! . . . Aber die Häufelleut können net musen, weil sie zu Dir in die Hütten gehen . . . Und der Bürgermeister? . . . Na ja!“

Er stieß einen Wallen Rauch aus und schenkte ihn mit der Hand.

Sölch legte ein Bierkreuzerstück als Zahlung auf den Tisch.

„Flaucher, Flaucher! . . . Du regst Dich schon wieder auf! . . . Dich wird noch einmal der Schlag treffen.“

„Hat ihn schon!“ kicherte der Viertel. „Man sieht es ja noch ganz deutlich.“ Das ging auf die Narbe. In Sahnitz drüben war er einmal mit seinen Spöttereien, Sticheleien an den Unrechten gekommen, einen Holzfuhrmann. Der hatte ihn sofort das Bierglas aufgesetzt.

Davon wollte er nichts hören. Er sah sich um, erblickte die verzogenen Gesichter, die das Lachen verbissen, plötzlich mußte er die Pfeife anzünden.

Sölch wollte gehen. Der Viertel hielt ihn zurück.

„Schönen Gaser hatt' ich, brauchst keinen?“

„Dieviel?“

„Weißt ja, wie's auf so einem Viertelhof zugeht . . . Behn Zentnerle hatt' . . .“

„Na ja! Kann ihn der Vitus bei Gelegenheit aufladen.“

„Weißt . . . ich hab noch net ganz ausdroschen . . . Aber's Geld brauch ich zum Steuerzahlen.“

„Geld gibt's, wie aufg'laden ist . . . Aber nimm Dich in acht, ich will ordentliches Gewicht!“
Er hatte die Hand schon auf dem Türdrücker, da wandte er sich noch einmal.

„Ich brauch' heuer viel Erdäpfel . . . aber nur von sandigen Feldern. Wintererdäpfel, rote und weiße Zwiebel . . . Sie können bei jedem Liegen bleiben, bis ich sie brauch'. Zahlt wird, wann ich sie g'sehen hab'.“

Die Tür knappte mit kurzem Ruck von außen. — — —
„Der richtige Geschäftsmann!“ meinte der „Komotauer“. „Der könnte auch mit Äpfeln handeln.“

„Mit Äpfeln net,“ schnunzelte Zimmermann. „Da ist er zu schlau dazu. Da hat jeder Bauer selbst so viel, wie er braucht . . . Aber mit Bettfedern und mit Fischen! In den sächsischen Weberneffern an der Grenz warten sie alle schon, wenn er mit den Häffern antkommt, in denen die fingerlangen „Schneiderln“ schnalzen . . .“

Flaucher stieß Stingel mit der Pfeife an.
„Du sagst ja nichts . . .“
„Dah' mich aus! . . . Was geht mich denn dem sein Handel an?“

„Na ja, natürlich, wenn man Herr Kulturrat ist!“
Stingel sah mit der Linken sein leeres Bierglas und ließ den Deckel einigemal auf und zu schlagen.

„Wirtsbaus! . . . Hunger hab' ich!“
In der Küchentür erschien die Wirtin. Groß, vollbusig. Das Gesicht strahlte vor Gesundheit. Prall sah das dunkle, städtische Kleid. All den Bauern lief das Wasser im Munde zusammen, obwohl die Frau schon über ein Jahr im Dorfe war und zwei halbwüchsige Buben hatte.

„Leuteln, Leuteln, Ihr sitzt ja im Dufstern!“
Sie machte sich an der Petroleumlampe zu schaffen. Als sie brannte, sagte Stingel, seine Stimme klang weich und gar nicht wie die eines Bauern:

„Marie, könntest meinen Hasen bringen und gleich noch ein Bier dazu.“

Der Viertel warf schnuppernd die Nase auf. Die anderen Bauern sahen einander an und nickten. Ach, daher stammte der gute Geruch! Ja, wer an einem elenden Wochentag einen Hasen essen konnte! . . .

Der alte Zimmermann schüttelte, in Erinnerungen versunken, den Kopf. Einmal, nur einmal in der ganzen, langen Zeit, hatte er einen Hasen heimgebracht. Die Seine hatte ihn in Viertel und Brocken gehackt, ihn, ohne nur ein „Häutl“ abzuziehen, in den Topf gesteckt und mit Zwiebeln und Majoran gekocht. Und dann eine braune Einbrenn darüber gemacht . . . Br! . . . Wie ganz anders roch das hier! . . .

Die Wirtin kam mit der irdenen Pfanne und zwei Tellern. „Könntest mir einen G'sallen tun, Stingel,“ sagte sie, als sie alles vor ihn hinsetzte. „Reine Buben sind so viel g'lustig nach Hasenfleisch. Willst ihnen net ein Brösel abschneiden? Ich rechne dann für's Herrichten weniger.“

„Aber warum denn net! . . . Recht gern! . . . Da lang' auch selber zu, wennst magst . . .“
„Danke der Zuspruch! . . . Ich mach mir net viel daraus. Aber die Buben, weißt . . . Der Karl war immer bei mir, wie ich 'locht hab', und dem Hans stand das Wasser in den Augen, wie ich mit der Pfanne hereinging.“

Stingel schnitt ein handbreites Stück von dem Rücken; und der alte Zimmermann wußte es so einzurichten, daß die Wirtin im Vorbeigehen mit der Hüfte seinen linken Ellenbogen streifen mußte.

Als auch das frische Bier vor ihm stand, warf der „Kulturrat“ seinen Jägerhut auf die Bank und öffnete die Toppo.

„So, jetzt wollen wir's angehen!“
Er zog gleich die ganze Pfanne vor sich hin.
Sagte der Viertel: „So ein Has' muß wohl gut schmecken?“
Gleich war der Flaucher da:
„Hast noch keinen g'essen?“
„Stallhasen schon, aber einen wirklichen no net.“
„Schmeckt auch net viel anders . . . Alles Einbildung!“
„Das glaub' ich net!“
„Dann raff' s!“

Stingel kante mit beiden Backen. Auf einmal hielt er dem Viertel einen großen Bissen an der Gabel hin.

„Lass' den Flaucher reden . . . Probier' s!“
Der griff gleich mit der Hand zu.

Zimmermann räusperte sich.
„Wennst mir ein Stück verkaufen tät'st . . . Mächt' doch einmal wissen . . . weißt . . . Einmal hab' ich schon einen g'essen . . . aber . . .“
Er zog sein Messer.

Stingel spießte einen Schenkel auf den Teller.
„Kost' nichts! . . . Kost' nichts! . . . Lass' Dir's schmecken!“
Die Drei aßen. Der Viertel am langsamsten. Seine gesunden Zähne maßten das Fleisch wie Brot. Bei jedem Schluck und Druck und wenn er an einen Speckfaden kam, knappte er die Augen zu. Zimmermann brummte vor Vergnügen:
„Ein Herrceneffen! . . . Jetzt weiß ich's . . . Die Marie muß mir auch einen machen . . .“

Stingel trank sein Bier aus und wischte sich den Mund.

„Man sollte kein Bier zum Hasen trinken. Rotwein schmeckt viel besser.“

Flaucher gab seiner Pfeife einen Schwung nach links.
„So was taugt net für einen Bauermann. Zahlt sich net aus . . . Enten und Gänf' und Hühner, wenn er viele hat . . . meintwegen . . .“

Höhnisch fragte er Stingel:
„Wie hoch kommt Dir denn so a Has' zu stehen? . . . Alles mit eingerechnet: die Jagdpacht, Zeitversäumnis, das Herrichten . . .“

„Billig net . . . Aber gut hat er geschmeckt!“
Der Viertel nickte, Zimmermann putzte sein Schnappmesser mit dem blauen Taschentuch. Und der „Komotauer“ ließ sich vernehmen:

„Ich ess' alles, was mir schmeckt!“
Als die Wirtin abräumte, sagte Flaucher: „Bring' die Karten mit, daß auch einmal was Vernünftiges dran kommt. Bei der ewigen Rederei schaut nichts 'raus.“
Zimmermann sah von der Seite.

„Gehoppt wird sein net! . . . Und um acht geh' ich heim.“
„Wie Du willst . . . Ist Deine Sach'!“

Flaucher hatte schon die Karten in der Hand, zog mit dem linken Fuß seinen Stuhl näher an den Tisch und mischte.
„Lust Du mit, Stingel?“
„Wenn's grad sein muß . . .“

Er fuhr mit der Hand in die rechte Westentasche, zog ein Bündel Banknoten hervor und steckte es wieder ein.
„Ich hab' kein Kleines Geld . . . Aber die Marie wird mir schon was geben.“

„Was spielen wir denn? . . . Zwiden?“
„Ja!“

Der „Komotauer“ hatte die Banknoten gesehen. Sofort lag ein Häuflein Geld vor ihm. Seine Augen glänzten.
Das Spiel begann, die Karten flogen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

— Papiropolitik. Unter diesem Epithet wird der „Köln. Ztg.“ geschrieben: Wer jetzt Paris aus der Vogelperspektive ansähe, müßte annehmen, ein wahnsinniger Pointillist habe sich an Mauern und Säulen in einem flimmernden Gewirr roter, blauer, grüner, gelber Tupfen versucht, oder die Konfetti, die Plage karnevalistischer Ereignisse, seien ins Ungeheure gewachsen und an einzelnen Stellen aufgehäuft. Diese Wirkung bringen die Maueranschläge hervor, die den nahenden Wahlkampf einleiten. Manche öffentliche Gebäude sind unten ringsherum mit solchen Plakaten bedeckt, als ständen sie in bunten, gestickten Pantoffeln; vor andern Bauten, die auf Sauberkeit halten, sind besondere Tafeln angebracht, deren Ständer in ein Häufchen Zement eingemauert sind. Die Fensterläden leerstehender Geschäfte sind mit einem buntschmetterigen Karrenkleid überzogen, und die Verschläge mancher Neubauten sehen aus, als habe man einen der Teppiche darüber gehängt, wie sie in früheren Zeiten aufmerksame Nichten ihrem Patenonkel mit mehr Fleiß als Kunst aus vielfarbigen Tuchresten zusammennähten. Wenn einmal ein Pförtner gebudelt hat, daß an der Mauer des schußbefohlenen Hauses oder Gartens ein kleines Plakat angeheftet wird, so kann er sicher darauf rechnen, daß binnen kurzem die ganze Mauer tapeziert ist. Anschlägige Leute des Kleinstertopfes lieben kleine Plakate auch wohl um das Straßennamenschild, damit jeder, der eine Straße sucht, sich unwillkürlich auch den Namen des Kandidaten einprägt; andere wagen sich an die für Theater- und Geschäftsanzeigen bestimmten Flächen und umgeben die hochgeschürzten Damen, die gemalten Wiesenflaschen, die Automobile und Schreibmaschinen mit einem politischen Kranz. Hin und wieder studiert ein Vorübergehender die Anschläge, die zuweilen nur den Namen des Kandidaten mit kurzer Bezeichnung seiner Parteistellung, oft aber auch ein langes Programm enthalten. Im allgemeinen ist das Publikum ziemlich abgebrüht gegen diese papierne Propaganda; merkwürdigerweise bleiben aber die Leute neugierig stehen, wenn ein Mann in langem Leinenfittel, benehrt mit einem mächtigen Pinsel, neue Plakate anklebt. Kürzlich beobachteten wir einen solchen Mann, der seine Zettel mit langsamer Bedächtigkeit quer über die Plakate des Gegners klebte und dann, wie ein Maler vor seiner Staffelei, mit geeignetem Kopf und zugekniffenen Augen zurücktrat, um die Farbenwirkung zu mustern. Für einen Kandidaten muß ein Spaziergang durch sein Viertel nicht sehr angenehm sein, denn er kann an allen Ecken lesen, wiewohl minderwertiges Geschöpf er ist. Die Angriffe sind in lapidar vollständigem Stil abgefaßt. So neulich ein Plakat, das in großen Buchstaben die Ueberschrift trug: Die Uhr des Herrn — hier folgte der Name des Kandidaten. Angelockt durch die Vermutung, daß dieser Herr seine Uhr einer hüßlichen Witwe oder einem Waisenkinde entwandt oder daß er sie doch wenigstens, von Schulden überhäuft, zum Leihhause getragen habe, traten wir näher, wurden aber enttäuscht, denn der Aufruf begann: Die Uhr des Herrn X. geht gewaltig nach. Dann war ausgeführt, daß Herr X. jetzt auf einem Standpunkt stehe, wo sein mit der Zeit fortschreitender erleuchteter Gegner vor 20 Jahren gestanden habe. Ein anderes Plakat trug die Lockworte: Billige Feueranzünder. Darin wurde mitgeteilt, der Gegenkandidat überschwemme den Wahlbezirk mit seinen Aufrufen, die aber kein Mensch lese, weil sie von Lüge

und Unwissenheit frohsten. Nur die Hausfrauen und Köchinnen begrüßten sie mit Freuden, denn sie eigneten sich vortrefflich dazu, morgens den Herd anzuzünden. . . .

h. Gewässerter Spargel. Die Frage, ob Spargel durch Einlegen in Wasser an Wert verlieren müsse oder ob diese Prozedur ohne irgend welchen Einfluß sei, wurde Veranlassung zu eingehenden Versuchen auf der pflanzenphysiologischen Versuchstation in Geisenheim a. Rh. Ueber diese Versuche wurden in der Frankfurter Gartenbau-Gesellschaft folgende Mitteilungen gemacht: Die Spargelstangen wurden alsbald nach dem Stich gut mit Wasser abgespült, auf das aller sorgfältigste mit Fließpapier getrocknet, an der Sticstelle glatt abgesehnt und gewogen und dann in bedeckte Glasgefäße mit destilliertem Wasser gebracht. Nach je 24 Stunden wurden die Stangen aus dem Wasser genommen, die anhängenden Wassertropfen in das Versuchsgesäß abgesehnt, der Spargel wiederum getrocknet, gewogen und in frisches Wasser gebracht. Das Wasser wurde täglich gewechselt, weil die Vermutung nahe lag, daß die Stangen beim Liegen im Wasser in längerer oder kürzerer Zeit von Bakterien angegriffen werden möchten, wodurch das Resultat ungünstig beeinflusst werden konnte. Die Ergebnisse zeugen von einer ziemlich beträchtlichen Wasseraufnahme; sie betrug auf je 100 Gramm ungeschuppten Spargel im Mittel nach 1 Tag 9,075 Gramm, nach 2 Tagen 11,685 Gramm, nach 3 Tagen 13,565 Gramm. Bei geschuppten Stangen ergab sich sogar 10,4 Gramm, 15,1 Gramm und 17,9 Gramm. Gering waren hingegen die aus dem Spargel ausgegangenen Stoffmengen. Die Wasseraufnahme bedeutet eine Spargelverteuerung, da die Stangen schwerer werden. Auch andere Gründe wirtschaftlicher und hygienischer Art sprechen gegen das Wässern des Spargels. Länger als 4 Tage läßt sich der Spargel unter Wasser nicht aufbewahren oder genussfähig erhalten; er wird allmählich, besonders an den Köpfen und den Schnittflächen, weich, nimmt einen stärkeren, fast strengen Geruch an und ist dann zu verworfen, weil eine Entwicklung von Bakterien eingetreten ist, die trotz sorgfältiger Reinigung vom Boden her immer noch am Spargel haften oder sonst an den Spargel gelangen.

Beim Aufbewahren in der Luft wird der Spargel bald rotfleckig. Nach langen Versuchen wurde folgendes günstige Aufbewahrungsverfahren für frischen Spargel ausfindig gemacht. Die Stangen wurden in einer bedeckten Schale auf feuchtem Sande, der des sauberen Arbeitens halber mit Fließpapier überlegt war, im Keller bei 13 Grad Celsius aufbewahrt. Es trat während 6 Tagen weder eine Zunahme noch eine Abnahme des Gewichts ein; nach 3 Tagen hatte der Spargel noch nichts von seinem guten Aussehen eingebüßt. Erst nach 4—5 Tagen zeigte sich eine Verfärbung. Danach scheint dieses Verfahren, den Spargel in feuchter Luft in nicht zu dicker Schicht aufzubewahren, das beste zu sein. —

Kunst.

In München erhält sich die romanische Landschaftsmalerei, die in Wöcklin ihren imponierendsten Künstler fand, unentwegt in Geltung. Die Umgebung Münchens mit ihren frischen lebendigen Farben führt der alten Anschauung neue Motive zu. Modernes Farbensehen frischt die alten Mittel von neuem auf.

Die Bilder, die Oskar und Cäcilie Graf im Kunstsalon Gurliitt ausstellen, zeigen alle die romantische Note. Es ist nichts Ueberwältigendes in ihnen. Aber die allgemeine Münchener Note, jene frische, liebevolle Naturanschauung gibt ihnen Wert. Man sieht, wie das moderne Landschaftsbild das alte romantische Ideal verdrängt, das mit Staffage und Figur arbeitet. Aus der romantischen Figur wird hier der moderne Mensch, der im Bilde erscheint, die Natur betrachtet. Und die Landschaft, die wir sehen, ist unsere Umgebung, unsere Gegenwart. Noch ein Schritt weiter, und es bleibt nur die Landschaft, ohne Figur, in der sich die Empfindung und Betrachtung für den Beschauer konzentrieren soll. Dann haben wir die moderne Naturempfindung in voller Schönheit und Größe. Wir sehen die Natur als ein Ding außer uns, mit eigenem Leben und darum erholen und stärken wir uns in ihr. Wir brauchen nicht eine Figur, die uns vorgezieht, was wir empfinden sollen. Cäcilie Graf, die das schwächere Talent ist, manche Entgleisungen zeigt, wirklichst noch gern mit dieser figurlichen Staffage. Und allerlei Reminiszenzen finden sich in ihren Bildern. Sie setzt mit Vorliebe Gestalten in Phantasieländern in die Natur, die in Farbe und Stimmung vermitteln sollen. Oskar Graf geht eigene Wege. Am stärksten zeigt er sich in dem kleinen Bild „Wollensgatten“, in dem er eine Tallandschaft in sumpfigem Grün gibt, in der eine graue schwere Steinbrücke in der Mitte über den Fluß führt, während die großen Wollen über die Ebene ziehen. Es ist viel Sammlung und Stille in dem Bild.

Auch das „Schloß im Wasser“ ist farbig gefungen. Derselbe Mord, hier noch einfacher, grau und grün. Auch hier ist es dem Maler gelungen, restlos seine Anschauung zu gestalten. Wie mitten im saftigen Grün, das an Trübner erinnert, unten das graue Schloß, dessen Mauern hoch aufsteigen, als Masse liegt, das ist geschlossene Komposition, aus der Natur unmittelbar gewonnen. In solchen Bildern zeigt sich die intelligente, darum oft zu bewußte und nicht elementare Art des Künstlers, der mit Bedacht sich umsieht, wählt, sich aber nicht ergreifen läßt, am besten. Die Farbe liegt ihm näher als die Linie. Darum zeichnet er nicht so sicher als er malt.

Eine eigene Note zeigen zwei Kinderbildnisse, die streng in der Komposition sind. Der Kopf mit dem weichen Lockenhaar zwischen zwei Birkenstämmen, ein Bildchen von kleinem Umfang, in dem die braune Masse des Haars sich voll abhebt gegen den blauen Himmel und gegen die gelblich getönten Gesichtspartien. Es ist etwas Italienisches in der weichen Formengebung, auch in den tiefen Farben.

Von Cäcilie Graf ist am besten „Die Stadt am Wasser“; sonniges Licht fällt golden über die Häuser und schüttet sich in Pracht über den blinkenden See. Leichtflimmernd ist alles in Farbe und Licht aufgelöst.

Oskar Graf ist bekannt und geschätzt als Radierer. Er versteht und beherrscht die Technik wie wenige. Er weiß die feinen Linien der Zeichnung zu geben, er operiert mit vollen, dunklen Tönen, er setzt kräftige Lichtpartien monumental hin, so daß plastisch das Bild sich vor uns aufbaut. Immer erreicht er sein Ziel, er beherrscht sein Mittel, die Technik. In Erfindung und Phantasie mangelt es zuweilen. Es scheint zu viel Absicht und Ueberlegung in dem Künstler zu sein. Man muß aber anerkennen, daß sich hier künstlerischer Ernst und Fleiß mit Intelligenz paaren, die zusammen Tüchtiges leisten. Jedes Blatt verträgt langes Sehen, kritische Betrachtung, das beste Zeichen, daß Gutes geboten wird. — e. s.

Medizinisches.

hr. Der Einfluß der Mineralwässer auf die Magenstätigkeit. So viel jahraus jahrein die verschiedenen Mineralwässer bei Magen- und Darmkrankheiten angewendet werden, so wenig ist bisher objektiv wissenschaftlich festgestellt worden, worin eigentlich die Wirkung der Mineralwässer auf den Magen beruhe. Allerdings ist dies durch die Erfahrung festgestellt, daß die Wirkung der Mineralwässer bei vielen Magen- und Darmkrankheiten eine günstige ist, sonst würden dieselben nicht so ausgedehnt verwendet werden. Dr. Videl in Berlin ist nun auf experimentellem Wege der Prüfung der Frage näher getreten, wie sich im einzelnen die verschiedenen Mineralwässer im Magen verhalten. Er benützte dazu Versuchstiere, welchen eine Magenfistel angelegt wurde, ebenso auch eine Patientin, welche nach einer Speiseröhrenverätzung auf operativem Wege eine Magenfistel erhielt. Es wurde immer zunächst reines Wasser in den Magen eingegossen, darauf Mineralwasser und alsdann die Absonderung des Magens verglichen. Es ergab sich dabei, daß kohlenstoffreichere Mineralwässer die Säureabcheidung seitens des Magens erhöhen. Die kohlenstoffhaltigen Mineralwässer, wozu auch das Meerwasser gehört, fördern ebenfalls die Saftproduktion. Ebenso lähmt das Bitterwasser die Bildung der spezifischen Bestandteile des Magensaftes, fördert aber einen reicheren Erguß von Wasser aus der Magenwand in die Magensäfte. Es ergibt sich aus diesen Resultaten, daß Magenkrankte sehr eingehend ärztlich beraten werden sollten, wenn sie im Begriffe stehen, ein Bad aufzusuchen oder eine Trinkkur zu gebrauchen, weil sich sonst Mißerfolge sehr leicht einstellen. —

Humoristisches.

- Fruchtlose Arbeit. „Weshalb sind sich denn die Professoren Müller und Lehmann so himmelfeind?“
- „Weil sie sich immer entgegenarbeiten: Kamm hat der eine für ein neues Präparat eine hübsche griechische Bezeichnung gefunden, so setzt sich der andere hin und verdeutschet sie ihm.“ —
- Immerhin etwas. „Soll also wirklich alles aus sein zwischen uns?“
- „Aun, wir können ja das Los in der Preussischen Klassenlotterie auch fernerhin gemeinsam spielen.“ — („Lustige Blätter.“)

Notizen.

- Vor längerer Zeit wurde am Gymnasium der Stadt Winterthur (Schweiz) versuchsweise die Lektionsdauer von 50 auf 40 Minuten verkürzt. Diese vorläufige Maßnahme soll jetzt endgültig eingeführt werden. —
- Für Indien wird eine Hindu-Universität geplant. Allgemeine Sammlungen wurden bereits eingeleitet. —
- Eine Musik-Fachausstellung wird heute in der Philharmonie eröffnet. —
- Die Dauer der Jahrhundertausstellung (Nationalgalerie) ist bis Ende Juni verlängert worden. —
- Wie aus Paris gemeldet wird, soll der Bildhauer Auguste Rodin an Paralyse erkrankt und in einer Heilanstalt untergebracht sein. —
- Ueber ein Vogelidyll berichtet der „Schwäbische Merkur“: In einem Gepäckwagen der Schmalzpurbahn Marbach-Heilbronn hat oben in einer Nische ein Rotschwänzchenpaar sein Nest gebaut, in dem das Weibchen vier Eier gelegt hat, die es jetzt ausbrütet. Der Wagen fährt alle Tage mit Gepäck und einer großen Anzahl blecherner Milchkannen nach Weilstein und kommt abends mit den gefüllten Milchkannen zurück nach Marbach. Trotz des starken Geräusches beim Ein- und Ausladen der blechernen Kannten läßt sich das Weibchen in seinem Brutgeschäft nicht stören. Das Männchen fliegt ein und aus und hat noch niemals den Zug veräumt; vor Abfahrt des Zuges erscheint es pünktlich und macht die Fahrt mit